

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(4. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

„Vater, so glaub mir doch, du siehst zu schwarz. Es ist eben nicht mehr wie in deiner Jugendzeit. Nicht nur Hanns, sondern alle jungen Leute sind anders. Sie sind alle vergnügungssüchtiger und vertun ihr Geld leichtfertiger als ihr damals. Und Hanns hat mich doch lieb, ich habe doch Einfluß auf ihn. Vater“ — Margret legte die Hand auf seine Schulter und sah ihn mit tiefem Ernst an — „solange ich erwachsen bin, habe ich dich noch nie um etwas gebeten. Heute tu ich's. Ich bitte dich, bitte dich von ganzem Herzen, sei mir jetzt nicht entgegen. Gib dein Jawort!“

„Du weißt nicht, was du von mir verlangst. Gegen meine Ueberzeugung soll ich meine Zustimmung geben und dich sehenden Auges in dein Unglück rennen lassen. Ich kann nicht sagen, wie hart mich das ankommt. Es ist wohl ein Unrecht, aber von meinen Kindern bist du mir immer das Liebste gewesen, Margret, und ich hatte gehofft, daß es dir noch mal recht gut gehen würde. Die ganze Nacht habe ich kein Auge zugetan und gerübelt —“

Die rich Meinhardt's Stimme schwankte und brach jääh ab. Er wandte sich ab. Margret brauchte nicht sehen, wie nahe es ihm ging. Aber sie hatte es doch gesehen.

„Lieber Vater,“ sagte sie weich, „ich danke dir für deine Liebe und Sorge. Es tut mir ja selbst weh, daß ich dir dies antun muß. Aber ich kann nicht anders, ich kann nicht. Und deshalb noch einmal: suche dich darin zu finden; leg mir nichts in den Weg. Ich möchte deinen Segen nicht missen.“

In des Vaters wettergebräuntem Gesicht zuckte und arbeitete es. Margret sah, wie er mit sich kämpfte. Dann ein schwerer Seufzer:

„In Gottes Namen denn. Hoffentlich brauche ich diese Stunde nie bereuen.“

„Vater, ich danke dir. Nun erst kann ich von Herzen glücklich sein.“

Margret faßte des Vaters beide Hände und sah ihn in inniger Dankbarkeit an. Sie wußte ja, was ihn dieser Entschluß gekostet hatte. In diesem Augenblick trat die Mutter aus der Dielentür und sah verwundert auf das ungewohnte Bild.

„Na, was macht ihr beiden denn?“ staunte sie.

Margret wechselte einen raschen Blick mit dem Vater und sagte mit einem ihr sonst fremden Uebermut:

„Vater hat mir eben die Erlaubnis gegeben, zu heiraten.“

„Die hab ich dir schon Gott weiß wie lange gegeben. Aber du wolltest ja nie.“

„Ja, ich weiß, ich habe dir in dieser Beziehung schon viel Kummer gemacht, Mutter, aber damit hat es jetzt ein Ende. Ich heirate gleich nach der Ernte.“

Frau Luise sah die Tochter verblüfft an.

„Du willst mich wohl zum Besten haben,“ sagte sie dann in gekränktem Tone.

„Aber nein, Mutter, das wäre ja schlecht von mir. Es ist wirklich so. Frag nur den Vater.“

„Na, so sag' du doch wenigstens ein Wort. Erklärt euch doch deutlicher.“

Ungeduldig sah Frau Luise ihren Mann an.

Der nickte.

„Es ist so. Margret will Heidbrinkbäuerin werden.“

„Wa—as? Nun wollt ihr mich doch zum Narren haben!“

„Was ist denn los?“

Wie ein Pfeil schoß nun auch Annemarie aus der Dielentür. Sie hatte schon länger dahinter gestanden zu lauschen, aber nicht richtig hören können, was da vorging.

Der Vater wollte sie zurückweisen, aber die Mutter wiederholte ihr schon seine Worte.

„Ach, sieh mal einer an,“ sagte die Kleine mit spöttischem Lächeln. „Du bist wirklich gar nicht so dumm, wie wir immer dachten, Margret. Eine kleine Eigenstelle war dir nicht gut genug, es muß gleich der schönste und größte Hof sein. Da hast du wirklich einen guten Fang gemacht —“

„Halt den Schnabel, du dummes Ding! Scher' dich ins Haus!“ fuhr der Vater sie heftig an.

Margret war so erschrocken, daß sie zunächst nichts sagte. Die vorlaute, frühreife Art der Schwester hatte ihr schon länger nicht gefallen, aber sie hatte immer gedacht, es würde sich schon auswachsen. Die Mutter ließ ihr ja immer alle Unarten durchgehen. Aber ihre Worte hatten doch ein so ungünstiges Licht auf ihre Veranlagung geworfen, daß Margret erschraf.

„Schrei doch nicht gleich so,“ sagte die Mutter und sandte einen bedauernden Blick hinter ihrem Liebling her. „Sie hat doch ganz recht.“

„Nein, sie hat nicht recht,“ entgegnete der Vater, noch immer aufgebracht. „Und du sollst sie nicht immer in Schutz nehmen und ihr alles durchgehen lassen. Es wird sonst nichts Ordentliches aus dem Mädchen. Ich muß mal ein ernstes Wort mit Berta sprechen.“

„Ach Gott, wie du dich um die paar Worte hast! Aber laß nur gut sein. Erzähl mir lieber, wie ist die Verlobung zustande gekommen. Bist du schon länger mit ihm gegangen? Warum hast du denn nie etwas gesagt?“

„Ich habe mich erst vorgestern abend mit Hanns Heidbrink verlobt,“ erklärte Margret ruhig. „Ich hatte ihn schon lange lieb und er mich auch, aber wir haben es uns nicht früher gesagt.“

Die Mutter bestürmte sie nun weiter mit Fragen. Wann er denn nun käme, und wann die Verlobung veröffentlicht werden sollte, und ob sie mit Friß zusammen heiraten wollten? Und dazwischen rief sie immer wieder:

„Mädchen, was hast du für ein Glück! Was werden nur die Leute sagen!“

Um ihres Mannes Mund zuckte es bitter. So war sie nun, seine Frau! Immer sah sie nur auf Neußerlichkeiten und immer nur das, was augenblicklich war. Weiter in die Zukunft ging ihr Blick nicht. Er hatte einst etwas anderes in ihr gesucht!

Mit heimlichem Bangen hatte Margret der ersten Begegnung ihres Verlobten mit ihrem Vater entgegen gesehen. Wenn der Vater nur seine Abneigung nicht allzu deutlich zeigte!

Aber es ging alles gut. Der alte Meinhart begegnete seinem künftigen Schwiegerohn zwar zurückhaltend, aber ruhig und nicht unfreundlich. Und Hanns Heidbrink war viel zu gewandt, um eine Verlegenheit aufkommen zu lassen; höflich und liebenswürdig glitt er über alle Klippen hinweg. Freilich, ein wärmerer Ton kam auch nicht zwischen ihnen auf. Dafür waren sie eben zwei verschiedene Welten!

Hanns drängte auf eine möglichst rasche Heirat. Da man aber Margret zu Hause nicht gut entbehren konnte, so einigte man sich schließlich dahin, daß ihre Hochzeit erst einige Tage nach der des Bruders stattfinden sollte, und zwar auf dem Heidbrinkhose. Vater Meinhart hätte am liebsten eine viel längere Brautzeit ausbedungen, aber davon wollte der Bräutigam durchaus nichts wissen, und so fügte er sich seufzend.

Die Verlobung wollte man am nächsten Sonntag im engsten Familienkreise auf dem Heidbrinkhose feiern, nur Tante Berta, die ja kam, um die Richte abzuholen, würde auch dabei sein. Bis dahin sollten dann auch die Verlobungsarten verschickt werden. Vater Meinhart ging das alles viel zu schnell, aber er konnte nichts dagegen tun.

Als die Rede auf die Aussteuer kam, wehrte Hanns Heidbrink lebhaft ab. Margret brauchte nichts mitbringen, gar nichts. Es sei alles in Fülle vorhanden.

„Eine gute Wäscheaussteuer soll sie mithaben,“ erklärte der Vater. „Die hat sie wohl verdient. Sonst wird sie dir allerdings nicht viel zubringen, aber du wirst trotzdem mit dem Mädchen nicht betrogen; dafür stehe ich.“

„Das weiß ich, Vater Meinhart,“ sagte Hanns herzlich und streckte ihm die Hand hin.

Dieterich Meinhart beobachtete seinen Schwiegerohn heimlich im Laufe des Abends. Er sah, wie dessen Augen unausgesetzt an Margret hingen, wie sie jeder ihrer Bewegungen, die so sicher und von einer Anmut waren, die gerade durch ihre Natürlichkeit so bestechend wirkte, folgten. Eine leise Beruhigung überkam ihn dabei. Wenn Hanns seine Braut wirklich so liebte, wie es den Anschein hatte, so würde er ihr zuliebe sicher seine üblen Gewohnheiten ablegen. Und Margret war ein kluges, starkes Mädchen, vielleicht gelang es ihr doch noch, aus dem losen Vogel einen verünftigen Menschen zu machen!

Am folgenden Tage gegen Abend holte Hanns Heidbrink seine Braut ab, um ihr ihre künftige Heimat, den Heidbrinkhof, zu zeigen.

Margret war ein einziges Mal dagewesen, als sie während ihrer Schulzeit einmal für den Lehrer eine Bestellung dort ausrichten mußte. Sie hatte ihn aber noch ganz gut im Gedächtnis und staunte, welche Veränderung mit ihm vorgegangen war.

Die frühere große, quer durch das Haus gehende Küche war in einen Flur umgewandelt worden. Eine neue Küche war gebaut mit angrenzender Waschküche und Speiseraum, mit weißen Fliesen und einem neuen, großen Kochherd. Der alte war Hanns nicht mehr gut genug gewesen.

Alles war schön und modern. Wie schnell doch die Zeit fortschreitet, dachte Margret. Vor einem halben Menschenalter war hier noch die offene Herdstelle mit Wendelbaum und Feuerhahl gewesen! Längst schon hatte diese primitive Einrichtung praktischen, besseren weichen müssen. Die qualmende Oellampe, die dumpfen Schlafbuken und noch vieles andere hatten ihr Schicksal geteilt.

Im Flur in den alten geschnitzten Truhen, in den schweren Schränken und auf Böden verwahrte Hanns Heidbrink noch viele Zeugen längst entschwundener Zeiten, die eine beredte Sprache redeten von alter Bauernkultur, aber auch von der Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit der Menschen jener Zeit.

Mit heimlichem Stolz zeigte er seiner Braut seine Schätze und führte sie überall herum.

Das Wohnzimmer war mit alten, behaglichen Möbeln ausgestattet. Ueber dem breiten Sofa hing das Bild des verstorbenen Heidbrinkbauern und zu beiden Seiten die seiner beiden Frauen. Margret stand lange davor. Es war ihr, als ob die hellen Augen in dem kantigen, scharfgeschnittenen Bauernantlitz sie forschend, durchdringend ansahen, als wollten sie fragen: Wer bist du? Bist du berufen und befähigt, ein gut Teil der künftigen Geschichte des Heidbrinkhofes zu lenken?

Hanns legte den Arm um ihre Schultern.

„Ich habe das Bild vor einem halben Jahre nach einer Photographie anfertigen lassen. Die beiden anderen ließ der Vater schon anfertigen. Mein Vater war in den letzten Jahren zwar durch mancherlei Schicksalsschläge wunderbar und verbittert geworden, so daß man nicht mehr mit ihm auskommen konnte, aber er war doch ein ganzer Mann. Ich werde immer mit Verehrung an ihn denken.“

Margret drückte rasch und herzlich seine Hand. Dann wanderte ihr Blick zu den Frauen, die beide nur so kurze Zeit ihre Heimat auf dem Heidbrinkhose gehabt hatten. Zu der blonden mit dem stillen, feinen Gesicht, und zu der schwarzen mit den lachenden, dunklen Augen.

Wie ähnlich Hanns doch seiner Mutter war! Das waren dieselben schönen Züge, bei dem Sohn nur etwas schärfer geschnitten, dieselben Augen, dasselbe Lächeln!

Sie wollte eben ihren Gedanken Ausdruck verleihen, als Hanns seitwärts von der Wand ein anderes Bild nahm und ihr hinhielt.

„Kennst du den?“

Margret sah in das blasser, schmale Gesicht eines vielleicht zwölfjährigen Knaben. Es erinnerte beim ersten Blick so lebhaft an das Gesicht der stillen, blonden Frau dort an der Wand, daß sie die Augen hob und sagte:

„Nein, ich kenne ihn nicht, kann ihn nicht kennen, weil er viel älter ist als ich. Aber ich glaube doch zu wissen, wer es ist. Dein Bruder, Hanns —?“

„Du hast es erraten. Mein Vater hat damals, als mein Bruder sein Vaterhaus verlassen hatte, sämt-

liche Bilder vernichtet. Dies hier hat die alte Lene gerettet, und ich habe es kürzlich einrahmen lassen.

„Dein Bruder ist tot?“ fragte sie leise.

Hanns nickte.

„Ja, schon lange. Schon wenige Jahre nach seinem Fortgange ist er in Amerika gestorben, wie der Vater mir erzählte. Es war das einzige Mal, daß er seiner Erwähnung tat, niemand durfte sonst seinen Namen nennen. Was damals zwischen ihm und dem Vater vorgefallen ist, habe ich nie richtig erfahren. Ich war zu jener Zeit ja auch noch ein Kind. Aber jetzt habe ich manchmal das Gefühl, als ob der Vater doch wohl zu hart mit ihm verfahren ist.“

Margret hatte auch dieses Gefühl, während sie das blasse, ernste Kindergesicht betrachtete. Aber da zog Hanns sie auch schon weiter.

Er öffnete die Tür zu einem kleinen Raum, der mit einem Liegesofa, Schreibtisch und Bücherschrank ausgestattet war.

„Ah, dachte Margret und mußte unwillkürlich lächeln, das ist wohl das vom Vater so sehr mißbilligte Arbeitszimmer!“

Sie schritten weiter durch verschiedene Zimmer, die zum Teil mit schweren, alten Eichenmöbeln, zum Teil

aber auch neu eingerichtet waren. Für das Schlafzimmer wollte Hanns auch noch neue Möbel bestellen, aber Margret bat ihn dringend, davon abzusehen.

„Die Möbel deiner Eltern sind doch noch so schön, und sie gefallen mir so sehr,“ sagte sie.

Nach einigem Zögern gab Hanns nach.

Oben im ersten Stod befanden sich noch ein paar Fremdenzimmer und das von Vater Reinhart ebenfalls beanstandete Badezimmer, das aber Margrets Entzücken erregte.

Damit waren nun alle Wohnräume besichtigt, und nun ging es weiter zu den Wirtschaftsräumen. Sie schritten über die mächtige Diele zu dem großen Hofraum, der rings von Scheunen und Remisen umrahmt war. Margret fand alles zweckmäßig und neuzeitlich eingerichtet, überall sah sie neue und moderne Maschinen.

Die Diensthofen bekam sie nicht zu Gesicht, weil Hanns sie fortgeschickt hatte, aber die alte Lene wartete nach dem Rundgange mit einem nett hergerichteten Abendbrottisch auf.

„Unsere erste gemeinsame Mahlzeit,“ sagte Hanns.

„Mögen ihr noch viele glückliche folgen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Zauberring

Skizze von Mara Heinze-Hoferichter

Ein Student schlenderte, tief in Gedanken versunken, durch die Straßen Kopenhagens und sah erst um sich, als in einer schmalen Gasse Menschen sich vor einem Hause zusammen-drängten und den Weg sperrten. Unwillkürlich schaute er durch ein offenes Fenster in einen halbdunklen Raum zu ebener Erde, der mit einer Menge wahllos herumstehenden Hausrates und lebhaft schwachenden Menschen angefüllt war. Ueber alles hinweg bahnte die Stimme eines Ausrufers sich den Weg. Der Student blickte belustigt zwischen den Gesichtern hin und her, bis durch ein lautes Rumoren und darauffolgende plötzliche Stille seine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gelenkt wurde, der augenblicklich zur Versteigerung bereitstand.

Es war ein mächtiges Sofa mit Rosthaariüberzug; die Lehne von dunkelpoliertem Edelholz, kühn geschwungen, verlief in tiefen gedrehten Holzmuscheln, daher das gewiß mehr als ein Jahrhundert alte Möbel sich ebenso gewaltig wie phantastisch darstellte. Es wurde denn auch sowohl bewundert wie bewundert, und zwar beides mit Leidenschaft. Nur der Student betrachtete das alte Sofa mit einer Zuneigung, die ihm selbst komisch vorkam, deren er sich aber nicht erwehren konnte. Als seine Stimme auf das niedrige Gebot einging, überbot er es im letzten Augenblick um zwei Kronen, erregte damit nicht geringes Aufsehen und schrieb sich unter zunehmender und wohlwollender Heiterkeit der Menge als Besitzer des seltsamen Stüdes ein.

Dies ist die sonderbarste Stunde meines Lebens, dachte er kopfschüttelnd bei sich selbst, als die Versteigerung einen sehr bedeutend angeregteren Verlauf nahm. In meinem halb-leeren Atelier wird das Ding sich zwar prächtig ausnehmen, aber die ausgedienten farblosen Allerweltsmöbel, die einmal darin sind, müssen jetzt nur noch mehr davon abstecken, und wenn ich in kaum zwei Monaten nach Deutschland zurückkehre, kann ich es ja doch nicht mit mir nehmen. Er sah schon jetzt förmlich bedauernd zu dem alten Sofa hinüber. Ein Sonnenstrahl lag gerade quer darauf. Es gefiel ihm einmal, er konnte sich nicht helfen, und leichtsinnig, wie er sonst eigentlich nicht war, fragte er sich: Ja, warum soll ich es schließlich nicht mitnehmen? Auch in Deutschland kann ich nicht ewig bei Mutter wohnen. Er lächelte grübelnd in sich hinein und das Ergebnis war, daß er sich noch einen alten wunderlichen Sekretär und einen überlebensgroßen geschnittenen Schrank dazu erhandelte, alles miteinander zu Spottpreisen.

Es waren schon einige Tage vergangen, in denen er mehr gemalt hatte als sonst, da sah er am Abend vor dem alten Sekretär. Der war mit Bildermappen, Zetteln und beschriebenen Heften schon ziemlich vollgestopft, und der Student suchte nun in dem oberen Schränkchengefächer nach einer ihm wichtigen Notiz, fand sie aber unter der Fülle nicht gleich, räumte das Fach aus und stieß dabei wohl gegen die Rückwand. Es hatte einen kleinen schnappenden Ton gegeben, wobei das Holz zurückgewichen war. Folke tastete hinein, nicht weiter verwundert, daß sich doch Spuren des Verbrauchseins bei dem

alten Möbel geltend machten. Da merkte er, daß die Rückwand wie eine winzige Drehtür noch weiter zurückfuhr. In dem kleinen Raum aber, der sich dahinter auftrat, lag etwas Blendendes: ein kleiner sehr seltsamer Fingerring, wohl für eine Frauenhand geschaffen. Folke trat damit ans Fenster. Es war ein Schlänglein aus Silber, vielleicht auch aus Platin. Er erschien kostbar. Der Kopf war ein wunderbarer Saphir mit einem winzigen gezackten Goldbröckchen. Betroffen sah der Student darauf nieder, steckte ihn an den kleinen Finger der linken Hand, darauf er gerade packte, und rätselte daran herum, wer ihn wohl in jenes Geheimfach gelegt.

Lange noch sah Folke Immenhof an diesem Abend auf seinem Sofa.

Am anderen Tage, nach einem raschen Frühstück, nahm er Staffelei und Malkasten und fuhr hinaus nach Frederiksberg. Der Sommer feierte hier ein wahrhaft überschwengliches Fest.

Folke, von ganz bestimmten Visionen geleitet, verlor sich tief in einen abwegigen Winkel, rüdte die Staffelei und begann zu malen, und nichts war mehr für ihn vorhanden als ein Busch Kaiserkronen vor einem grauen Stamm. — Als das Licht sich veränderte, sah er, daß er nicht allein war. Unwillig zerkte. Aber als er schärfer zur Bank hinüberblickte, stand das junge Wesen auf, unschlüssig — schien ihm — und in den Augen des Mädchens war etwas wie eine angstvolle Bitte. Es berührte ihn ganz eigentümlich. Stumm fragend trat er auf die Fremde zu.

„Malen Sie hier noch einige Zeit?“ fragte sie leise, mit der stillen Zuversicht eines Kindes.

„Ich denke, ja,“ erwiderte er erstaunt.

„Dann habe ich eine große Bitte! Vielleicht eine zu große. . .“ Sie rang augenscheinlich mit sich. „Wollen Sie hier warten, zwei Stunden kann es dauern, bis ich zurückkomme, können Sie so lange warten? Dann möchte ich Ihnen etwas zeigen, etwas, das mir sehr, wirklich sehr wichtig ist. Wird es gehen?“

Er sah sie nur immer an, fand kaum die Worte, ihr zu versichern, daß er natürlich warten wolle, da war sie schon um die Wegbiegung verschwunden. Er setzte sich auf die Bank, rieb sich die Stirn, sann und sann, vergaß die Kaiserkronen vollständig und sah nur ihre Augen, meinte, durch diese Augen ihre Seele zu sehen. . . Und plötzlich fiel ihm der Klang ihrer Stimme auf, den er noch im Ohr hatte, und er sagte laut vor sich hin: „Eine Dänin ist sie nicht!“ — Da er seine Uhr nicht befragt hatte, wußte er nicht, wieviel Zeit vergangen war, als sie plötzlich wieder vor ihm stand. Er sah ihr erregtes Aimen durch die leichte Seide des Kleides, und um ihr Zeit zu lassen, packte er sein Malzeug zusammen. Sie setzte sich auf die Bank, aber auch als er dann zu ihr trat, sah man, wie schwer ihr das Anliegen werden mochte.

„Sie sind rasch wieder da!“ sagte er lächelnd — in deutscher Sprache — zu ihr.

Da sprang sie, helle Freudenröte im Gesicht, auf, und ohne

weitere Umstände hielt sie ihm auf der flachen Hand einen Ring entgegen — seinen Ring? Erstaunt sah er in ihre ängstlichen Augen und wieder zu dem Ringe zurück, nahm ihn in die Hand — es war der, den er gestern gefunden hatte: das Silberhalskettchen, der Saphir mit dem gezackten Krönchen! Da aber folgte er dem Blick des Mädchens, der an seiner Hand hing, sah, daß er den Ring ja noch am Finger trug und daß der in seiner Hand ein wenig größer, wohl für eine Männerhand bestimmt war.

„Es sind die Ringe meiner verstorbenen Eltern“, sagte das Mädchen leise, „und es ist so etwas wie ein alter Aberglaube mit ihnen verbunden. Darum — wenn es möglich ist und wenn Sie nicht zuviel für den Ring bezahlt haben, mehr als ich bestimme — möchte ich ihn so gern zurückkaufen.“

„Der Ring ist Ihr rechtmäßiges Eigentum“, sagte Folke Immenhof erregt und nahm ihn von seinem Finger. „Ich habe nichts für ihn bezahlt, nehmen Sie ihn, bitte!“ Er führte das Mädchen zur Bank und erzählte, wie er zu dem Sekretär und gestern erst zur Entdeckung des Geheimnisses gekommen war, und erfuhr von der Fremden, daß der Großvater ihrer Mutter,

der Goldschmied gewesen, die Ringe gefertigt habe, mit der ausdrücklichen Bestimmung, sie niemals zu trennen. Solange sie beide im Besitz der Familie blieben, sei jeder von ihnen ein Talisman, reise man sie aber auseinander, so werde mit dem Ring auch das Glück von ihnen gehen. „Und es muß etwas daran sein“, schloß das Mädchen mit feuchten Augen. „Seitdem ich den Ring so schmerzlich vermisst habe, ist mir nichts mehr geglückt. Ich habe es nicht einmal bewerkstelligen können, nach Deutschland zurückzukehren. Jetzt aber weiß ich, daß ich wieder unter einem heimlichen Schutz stehe, in spätestens einigen Wochen werde ich heimkehren.“

„Ich auch“, sagte Folke Immenhof und sah sie an. Er legte die beiden Ringe in ihre Hand. Da kam es über sie, daß sie — spielerisch — den größeren auf seinen Finger schob, den kleinen auf den ihren, und daß sie wie zwei seltsame Kinder den verträumten Park verließen.

Wer aber nun noch darauf wartet, daß Folke Immenhof seinen Ring doch endlich wieder an die rechtmäßige Eigentümerin zurückgeben soll, der weiß nichts von der wunderbaren Magie der kleinen Dinge.

Abenteuer in Smyrna

Ein Stück Matrosenleben,
erzählt von Matthäus Sporer

Also da war ich wieder einmal völlig blank, aber schon raketabl. Natürlich meine ich nicht auf dem Kopf, sondern in der Tasche. Nun ist das ja weiter nicht schlimm, aber wenn einem das in einem Auslandshafen geschieht, dazu noch in der schönen Türkei, dann wird's leicht brenzlich.

Vorläufig hummelte ich an der „Hissar-Djamie“ von Smyrna vorbei und am „Bit-Basar“. Indem ich überlegte, wie ich noch zu einem Mittagessen kommen könnte, ging mir ständig ein Vers durch den Kopf: „Viel Steine gab's und wenig Brot“, und mein Magen brachte sich lebhaft in Erinnerung.

In der Gasse der Schuhverkäufer gab es plötzlich einen Auflauf. Zwei richtige Kastanjuden stritten sich um einen Kunden. Jeder wollte ihn in seinen Laden hineinziehen, und wenn der Ärmste sich gerade von dem einen losgemacht hatte, so erwischte ihn der andere. Es war eine rechte Volksbelustigung, und die Zuschauer ließen es an der nötigen Anfeuerung nicht fehlen. Dann aber erschien ein Basarwächter. Ohne lange zu fragen, droh er mit seinem Knüttel eine Gasse durch das Volk, und dann hagelten die Hiebe auf die Streitenden. Schreiend verschwanden die Juden in ihren Mauelöchern, während der verdunkelte Käufer sich den Budel rieb, denn er hatte auch sein Teil erwischt. „Ja, Mensch!“ Ich drängte mich vor, „Willi, alter Knabe, wie kommst du bloß in diese Trauergegend? Aber mach mal vor allem, daß du hier wegkommst!“ Ich schob meinen Arm unter den seinen und zog ihn in die nächste Gasse. „Hör mal“, begann ich im Gehen, „wenn du eine wahrhaft gute Tat vollbringen willst, dann laß uns, anstatt Schuhe zu kaufen, etwas Vernünftiges essen. Ich jedenfalls habe einen ganz elenden Hunger!“

„Glänzender Gedanke“, sagte mein vom Himmel gefallener Freund, „ich hab' genau die gleiche Ansicht, bloß fehlt dazu das nötige Moos.“

„Na, nu mach einen Punkt! Die Schuhe, die du eben kaufen wolltest ... für das Geld können wir doch alle beide hochanständig futtern!“

„Könnten wir, aber ich sage dir, nicht einen Knopp hab' ich bei mir. Die zwei Salomos habe ich doch bloß nach dem Hafenweg gefragt, und weil ich von dem levantinischen Mißmach nicht ein Wort verstehe, wollten sie mir mit aller Gewalt ein Paar Schuhe verkaufen.“

„Dolle Sache!“ Trotz der Enttäuschung mußte ich lachen. „Nun wird's aber Zeit, wenn wir am Hafen noch auf einem Kasten einen Schlag vom Smutje erwischen wollen. Los, Junge!“

Aber drunten war kein Dampfer, und wir konnten froh sein, daß wir einen am Kai vertäuten Leichter fanden, wo wir unter der deckenden Zeltplane einige Hände voll Erdnüsse herausfischten. Bis in den späten Nachmittag hinein saßen wir kauend in der Sonne und frischten alte Erinnerungen auf.

„Weißt du was?“ Willi sprang in die Höhe. „Ich hab' nen Einfall!“

„Wird schon so was Ausgefallenes sein, wie immer bei dir“, erwiderte ich.

„It es auch!“ Willi zog mich einfach mit sich hoch. „Ein bißchen dalli! Im Café ‚Lelia‘ im Lunapark spielt ein Ungar Klavier. Der hat so was gesagt, daß er ein paar Tänzer brauchen kann. Reden wir mal mit ihm!“

„Mann“, wandte ich ein, „das ist doch Zauber. Ich kann überhaupt nicht tanzen.“

„Ja, meinst du, ich vielleicht? Aber das ist ja auch ganz

wurscht. So gut wie der da Klavier spielt, können wir bestimmt tanzen.“

Als wir im Lunapark anlangten, war der Betrieb schon in vollem Gange. In einer Pause kam der „Klavierspieler“ zu uns, und wir besprachen das Nötigste. Als echter Ungar spendierte er uns vor allem Wein und Zigaretten, und nach Ablauf einer Stunde waren wir in einer solchen Stimmung, daß wir vor keiner Schandtat zurückschreckten. Unser Freund verzapfte eine schauerlich romantische Musik, wobei er die linke Hand nicht wissen ließ, was die rechte tat. Aber nach dem Beifall, den er erntete, hatten wir gar keine Bedenken, als „echt amerikanische Matrosentänzer“ aufzutreten. Unser „Kostüm“ war im Handumdrehen fertig. Weiße Hosen und ärmelloste Trikots trugen wir ja sowieso auf dem Leib, zwei weiße Käppis hatte der Musikus aufgetrieben, und nun konnten unsere Nummern steigen. Das Klavier hämmerte mit wilder Mut das Lied: „Ja, wir sind Zigeuner ...“ und wir legten einen Schieber hin, wie ihn nur Fahrensmänner fertigbringen. Mit schlenkernden Beinen fuhrwerkten wir auf der Bühne herum, wackelten mit dem Rücken, und da wir vom Step-Tanz nur den Namen kannten, trampelten wir wie Nashörner auf den Brettern herum. Meine alte Hose, die solchen Zumutungen nicht mehr gewachsen war, trachte in allen Nähten, und als ich nun gar zu einem richtigen Krakowial überging, dem einzigen Tanz, von dem ich eine Ahnung hatte, da gab es in der schönsten Kniebeuge auf einmal hinten Luft. Erschreckt blieben wir stehen. Die Musik brach jäb ab. Aber nun setzte ein Beifall ein, der unsere kühnsten Erwartungen überstieg. Die Leute schrien vor Vergnügen und hielten sich den Bauch. Jemand reichte uns zwei Gläser Wein herauf.

Dann setzte auf einen Wink des Besitzers das Klavier wieder ein. Diesmal war es der Schläger vom „Meier auf dem Himalaya“, und wit, angefeuert von der Begeisterung der Besucher und dem hastig hinuntergefuhrten Wein, gingen ins Zeug, daß die Dielen unter unseren Füßen wackelten. Ich verzapf ganz die „Ventilationsschlappen“ in meiner Hose, und es muß ein erhebender Anblick gewesen sein, wie wir da droben herumhüpften. Strampelnd wie die Hampelmänner, verrenkten wir die Arme, stolperten über die eigenen Beine, und weil wir von dem geistvollen Text nur die Reimworte „Maia“ und „Himalaya“ wußten, schmetterten wir diese jedesmal wie einen Fuchzer hinaus.

Und die Leute drunten schrien mit, sie brüllten vor Lachen. Es war ein voller Erfolg. Aber wir waren auch erledigt! Der Schweiß lief uns in Strömen herunter, und die Hemden klebten am Leibe. Noch zweimal an diesem Abend mußten wir aufstreten. Willi, der nicht ein Wort der Landessprache verstand, ging jedes Mal zur Rampe und kündigte den „Dance Matros“ oder den „Dance Apache“ an. Der ganze Unterschied zwischen den beiden „Tänzen“ bestand darin, daß wir die weißen Käppis durch Schirmmützen ersetzten und einen roten Fuchsen um den Hals knüpften.

Gute drei Wochen ließen wir so das Publikum von Smyrna aus vollem Halse mit uns „Maia“ und „... aia“ schreien. Dann saß eines Tages ein solider Hamburger Käp't'n da, der uns an seinen Tisch lud. Er spendierte uns eine Flasche Bier und ließ sich unsere Geschichte erzählen. „Seid'n poar fixe Jungs“, meinte er, „könnte euch wohl brauchen. Kommt nun morgen an Bord! Und vergeßt eure Kleben nicht!“

Drei Tage später fuhren wir als Vollmatrosen auf einem guten Schiff in Piräus ein.